



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Martens, Kurt: Marwitz : Novelle

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

welche sie allen getreuen Katholiken und mit besonderem Wohlwollen der berühmten und frommen spanischen Nation zuwendet, zu sorgen" — d. h. Frankreich wird in Spanien nicht allzubald einen geistesverwandten Nachahmer des Experiments der „Trennung von Staat und Kirche“ finden.

Kenner der spanischen Gegenwartsverhältnisse und der spanischen Geschichte sehen dem Beginnen Canalejas auch mit Ruhe entgegen. Der deutsche Geschichtsschreiber Spaniens, Gustav Diercks, konnte daher in seinen Essays „Das moderne Spanien“ (Berlin 1908) vorahnend von der kirchenpolitischen Krise von heute sagen: „Die hohen Prälaten lächeln nur überlegen, wenn ängstliche Glaubensgenossen die Befürchtung aussprechen, die Kirche könnte unter dem Andrängen der Liberalen, der Republikaner und der extremen sozialen und politischen Elemente an Macht einbüßen. Solange die katholische Kirche die Staatskirche bleibt, wie sie es seit 587 ist, solange sie die weibliche Welt Spaniens unumschränkt beherrscht, wie sie es tut, wird sie auch von ihrer Macht und ihrem Ansehen nichts verlieren.“ (S. 148.) Danach würde die „Trennung von Staat und Kirche“ in Spanien die Trennung der Geistlichkeit von den glutäugigen Spanierinnen und dieser von den weltlichen Kavaliern zur Voraussetzung haben. Ob die Männer Spaniens um diesen Preis die Trennung noch erstreben würden?



## Marwitz

Novelle von Kurt Martens



urch das Bivak schmetterte ein muntres Trompetensignal. Aber die Krieger, die es wecken sollte, blieben taub dagegen, zu Tode ermattet von den furchtbaren Gilmärschen der letzten Tage. Unter zersehten Zelten, in ihren von Schlamm verkrusteten Monturen lagen sie übereinander wie Reptilien im Sumpf und suchten Hunger, Frost und Glend mit lethargischem Schlaf zu betäuben.

Mehrere Offiziere vom Husarenregiment Bredow hatten für die Nacht wenigstens eine Bauernhütte als Quartier gewonnen und die steifen Knochen auf einem Fuder Stroh gebettet. Nun erwachten sie langsam einer nach dem andern, dehnten sich und riefen fluchend nach der Ordonnanz.

„Stoßen Sie doch den Fensterladen auf, Kornet!“ brummte eine Baßstimme an der Wand. „Der Teufel findet sich in diesem dunklen Loch zurecht!“ Es gab keinen Laden, die Luke stand ohnehin für Wind und Wetter offen, nur Licht gerade war von draußen nicht viel zu holen; denn obwohl der Vormittag schon herein-

gebrochen war, verhüllte neblige Dämmerung noch immer die Felder der Champagne, wie schon all die Wochen her in diesem naßkalten, mörderischen Februar.

Da die Ordnung beim Eintritt die Brettertür offen ließ, ward es ein wenig heller. Mit Erstaunen bemerkte man, daß einer der Kameraden bereits eifrig schreibend am Fensterbrette saß. Der kleine Veit natürlich, der jüngste aller Leutnants und der zäheste. Frisch, sauber und adrett wie stets, als ob er von der Parade käme und nicht aus der Schlacht von La Rothière! Das Eiserne Kreuz, das er sich dort geholt, prangte auf der kindlich schmalen Brust, der Säbel, den er mit Franzosenblut gewaschen, hing wie ein Spielzeug an seiner zierlichen Taille.

„Haben wir Tagesbefehl?“ wurde gefragt.

„Noch nicht! York und dem Himmel sei Dank, heute wird endlich gerastet!“

„Aber die Außenwache, dem Himmel sei's geklagt, stellt unser Regiment? Wen trifft das Kommando? Welche Eskadron?“

„Keine Sorge, meine Herren, mir macht's Vergnügen. Ich hab' mich beim Obristen dazu gemeldet.“ Das sah ihm ähnlich, dem braven Veit, sie lobten's und nahmen's wie selbstverständlich an.

Karten und Würfel flogen auf den Tisch: eine Art von dumpfer Behaglichkeit war noldürftig hergestellt. Rauchend und ihren Priemsaft spuckend, Branntwein trinkend, spielend und an aufgewärmten Boten schnuppernd vertrieben sich die Offiziere die leeren Ruhestunden.

„Veit, mein Sohn, was kitzeln Sie da so eifrig?“ rief die Baßstimme vom Tische nach dem Fensterbrett hinüber und suchte etwas wie wohlwollende Neckerei in den härbeißigen Kommandoton zu legen.

„Nichts von Bedeutung,“ erwiderte der Knabe kühl. „Mein Kriegsjournal. Wer mag, der kann es lesen.“

„Vergessen Sie die eignen Heldentaten nicht, Sie niedlicher Tausendfassa!“ fügte der Spindelbürre hinzu und schien, mit den Augen zwinkernd, gleichfalls schäkern zu wollen.

„Ich hab' nicht mehr getan als andre auch.“

„Doch, doch! Sie sind der renommierte Held vom ganzen Korps. Sind Sie nicht Blüchern schon gemeldet? Also weg mit der falschen Bescheidenheit! Her zu uns, Herzenskamerad! Heran ans Spielchen, heran ans Schnäpschen! Nicht so jüngerlich getan!“

„Ich danke, meine Herren! Sie wissen ja, außs Spielen und Trinken verstehe ich mich nicht.“

Der mit dem Bierbaß lachte und trällerte verschmizt:

„Nicht außs Sausen, nicht außs Spielen, nicht außs Trullitrallala — wirklich auch außs Dritte nicht? Na, wie heißt doch gleich der dritte und schönste Spaß?“

Mahnende Blicke wiesen den Spaßvogel zur Ruhe; ein peinliches Schweigen entstand. Da erhob Leutnant Veit seine Stimme, eine Kinderstimme, die gleichwohl hell und scharf den muffigen Raum durchschnitt, und sprach betont, als läse er aus seinem Kriegsjournale vor:

„Noch kein Jahr, da erschien des Königs Aufruf ‚An mein Volk!‘. Welch eine Begeisterung, auch in der Armee! Eine neue deutsche Welt schien aufgetan! — Nun hat die Begeisterung sich wieder gelegt, auch in der Armee! Das Leben geht

seinen Trott wie ehemals. Das alte Jahrhundert, sein Sinn und sein Ton, ist geblieben!"

„C'est la guerre!“ bemerkte entschuldigend Leutnant von Gerlach. Ebenso wie Zeit war er als Freiwilliger mitgezogen.

„Ja, c'est la guerre! und nichts für ungut, Kamerad Zeit!“ Diesmal klang der rauhe Bierbaß beinahe ritterlich.

Draußen kam jemand durch die Pfützen herangetrabt, hielt vor der Tür und holte sich Auskunft. Gleich darauf stand er auch schon vor dem Tisch der Spieler: eine gebieterische Erscheinung, stolz und strahlend wie ein junger Kriegsgott. Er grüßte militärisch kurz und streckte dem Leutnant von Gerlach die Hand entgegen.

„Marwitz!“ rief dieser überrascht. „Hol' mich der und jener! Wo kommen Sie her?“

„Von meinem Kommando, dem Generalstab der ersten Brigade, mit Order an Ihren Obristen.“

„Das ist nämlich Herr Alexander von der Marwitz, vom Regiment Gendarmes“, stellte Gerlach vor.

Die Offiziere verbeugten sich gleichgültig und steif, nur Leutnant Zeit trat unwillkürlich einige Schritte vor, besann sich und errötete. Alexander von der Marwitz sah ihn groß an, hatte eine Frage auf den Lippen, ward aber durch Gerlach unterbrochen, der ihn ganz für sich in Anspruch nahm.

Lange hielt er sich nicht auf, mit einem vielsagenden Blick auf die Würfel und Branntweinflaschen verabschiedete er sich, den Obristen aufzusuchen.

„Ein Herr von der Marwitz? Wer ist das? Adels aus Brandenburg?“

„Aus Brandenburg?“ lachte Gerlach. „Weit mehr als das! Adels aus Genieland!“

„Gar ein Prinz mit Infognito?“

„Höher hinauf! Nämlich der Marwitz schlechtweg, der ganze, der einzige Alexander von der Marwitz! Aber freilich die schlesischen Garnisonen wissen nichts von ihm.“

„Nennen Sie uns seine Verdienste, und wir stehen beschämt.“

„Verdienste? Ein armer Referendarius aus Potsdam ist er, Kollega von mir bei der Regierung, ein obskurer Leutnant aus drei Kriegen, ein Landmann und ein Philosoph, aber Freund und Gefährte unsrer Besten. Kein andres Verdienst als seine große Seele!“

„O weh, geht es da hinaus? Wohl gar vom Tugendbund? Lieber Gerlach, damit lockt er keinen Hund mehr hinterm Ofen hervor!“

„Uns Locken ist's ihm auch wahrhaftig nicht zu tun, sondern er ist, wie einer sein muß.“ Das rief der junge Zeit dazwischen; seine Augen blitzten, seine Stimme bebte vor unterdrücktem Enthusiasmus.

„Hallo, Herr Bruder, kennen Sie ihn auch?“ neckten die Zweifler, doch Zeit war sporenklingend schon zur Tür hinaus.

Gerlach antwortete an seiner Statt:

„Wer kennt ihn nicht! Bei Coswig ist er letzten Sommer mit polnischen Lanzenreitern ins Gedränge geraten. Und wie sie ihn schon vom Pferde reißen wollen, sprengt der General von Szymanowski auf seine Kerle los und brüllt sie an: „Was tut ihr! Hände weg! Das ist der Alexander von der Marwitz, der

edelste all unsrer Feinde, ein Mensch, wie ihn die ganze Menschheit braucht! Ruft's und gibt ihm die Bahn frei zu den Seinen!"

„Kurios!"

„Nicht wahr, meine Herren, kurios und beinahe wunderbar? Aber dergleichen kommt vor — auch ohne jegliches Verdienst."

Zurück vom Obristen traf Marwitz vor dem Leutnantsquartier auf Weit, der eben seinen Zug Husaren satteln ließ.

„Wir müssen uns früher irgendwo begegnet sein", sprach er ihn an.

„Ich hatte noch nicht die Ehre, Herr von der Marwitz", erwiderte Weit nicht ohne Befangenheit.

„Doch! Ihre Züge kommen mir eigentümlich bekannt vor. Warten Sie — wo war das doch? . . . In Berlin etwa, im Salon der Rahel Lewin?"

„In der Tat, ich kenne die Demoiselle Lewin recht gut."

„Ei, sehen Sie wohl, und ich selbst darf mich zu ihren treuesten Freunden rechnen."

Weit lächelte verbindlich, hatte aber Eile, sich bei seinem Eskadronchef abzumelden.

Inzwischen war auch Gerlach vor die Tür getreten, klopfte Marwitz' schönem Pferde den Hals und schwätzte noch ein wenig.

„Dieser blutjunge Offizier, der da auf Feldwache zieht," unterbrach ihn Marwitz zerstreut, „was mag den zur Armee getrieben haben? Scheint er doch kaum siebzehn Jahre alt. Auch so ein braver Junker, der für die Sache der Freiheit seinen Cicero mit dem Säbel vertauschte?"

„Leutnant Weit nennt er sich und ist ein Prachtkerl. Niemand weiß so recht, woher der Wind ihn geweht — vielleicht — vielleicht gar aus einem Jungfräulein-Stift."

„Wie? Soll das mehr sein als ein Lagerscherz?"

„Im Ernst, doch entre nous: es schwören viele drauf, daß Leutnant Weit ein Mädchen sei, eines vom kühnen Schlage jener Lenore Prohaska, die als Lützowischer Jäger fiel."

„Wenn dem wirklich so wäre," sagte Marwitz streng, „so hätte jeder Soldat das Recht verwirkt, es auch nur von ferne zu vermuten. Alle Ehre solch einer Natur! Respekt vor dem Leutnant Weit als unfrem Kameraden und sonst kein Wort mehr in dieser Sache!"

Er reichte die Hand vom Pferd herab, und Gerlach schlug ein.

Nach wenigen Minuten war Leutnant Weit wieder bei seinem marschfertigen Zuge. Jetzt ritt er auf Marwitz mit einem Ausdruck froher Entschlossenheit zu:

„Wenn Sie ohne Aufenthalt zurück wollen zu Ihrem Stabe, Herr von der Marwitz, so haben wir eine Strecke gleichen Weges. Darf ich mir das Vergnügen machen, Sie bis zu meinem Posten zu begleiten?"

„Nichts Angenehmeres könnte mir geschehen, Herr Kamerad."

So ritten sie ab, an der Spitze des Zuges, in westlicher Richtung auf Chateau Thierry zu.

Der Nebel zerteilte sich; dafür fielen Regenschauer und Schneeflocken, die schon in der Luft zerschmolzen und vom Südwestwind den Reitern ins Gesicht getrieben wurden. Am Feldrain tauchte mitunter ein Bauer mit seinem Karren

oder ein altes Weib mit ihrer Kiepe auf, argwöhnisch nach dem feindlichen Militär hinüberlugend und schleunigst auf Rückzug bedacht. Zwei junge Burſchen, mit der zertretenen Winterſaat beſchäftigt, richteten ſich von der Scholle auf, rückten an ihren Mützen und riefen halblaut mit tückiſchem Ausdruck: „A bas l'empereur! Vive le roi!“

Ohne ſie einer Antwort zu würdigen, ritten die beiden Offiziere vorüber.

„Dieſes Gefindel! Dieſe Undankbaren!“ ſagte Marwitz angeekelt. „Sie verraten ihren Kaiſer um einen Morgengruß ſeiner Feinde!“

„Sie vergelten ihm doch nur gleiches mit gleichem; denn er verriet ſein eignes Volk wie alle anderen Nationen.“

„Sie gehören zu ſeinen Haſſern? Aber ich verſtehe: zehn Jahre jünger als ich haben Sie nur den Tyrannen erlebt, nicht den Helden von Lodi und Jaffa, der mir meine Knabenjahre mit Glanz erfüllte und den ich trotz allem, was folgte, nie vergeſſen kann.“

„Iſt es möglich, ihn nicht zu haſſen nach all der Schande, die er uns angetan?“ Wie ein Schrei nagender, unheilbarer Erbitterung riß ſich das Loß aus einem tief verwundeten jungen Herzen.

Geſtiſſentlich überhörte Marwitz den Ton mädchenhaften Überſchwanges:

„Mir wenigſtens iſt es unmöglich, irgendwem zu haſſen, zu dem ich nur ein einziges Mal im Leben bewundernd aufgeblickt.“

„Daran erkenne ich Sie ganz, Kamerad von der Marwitz!“ Die Leidenschaft des jungen Weib nahm unvermittelt einen Ausdruck glühender Freundschaft an. „Sie ſuchen eines Menſchen Größe und finden ſie nirgends außer beim oberſten aller Teufel!“

„Das gerade iſt nun mein Schickſal,“ bemerkte Marwitz unter melancholiſchem Lächeln. „Sollte es am Ende auch das Ihre ſein?“

„Nein! denn ich glaube an Sie!“

„Oho, mein Freund, welch ſtarkeß Kompliment! Was bin ich denn wert, daß Sie mich mit dem Gewaltigen vergleichen?“

„Sie tragen in ſich das Gewicht der deutſchen Seele!“

„Es ſtimmt nicht ganz. Mit der Seele des deutſchen Volkes, das ſich ſo naiv und ſelbſtbewußt gegen ſeinen Unterdrücker erhob, habe ich wenig genug gemein. Dennoch ſcheint es ſo, als ob Sie mich kennten — nicht erſt von heute morgen her?“

„Ich habe viel von Ihnen gehört,“ erwiderte Weib, neuerdings befangen, und fügte dann wie entſchuldigend hinzu: „Man nennt Sie doch in einem Atem mit Frieſen und Mühle, mit Körner und Kleiſt.“

„Zwei Dichter! Tot und faſt ſchon vergeſſen! Das klingt wie eine Mahnung.“

„Iſt ihr Loß nicht das höchſte, auch für uns? Fühlen, was die Menge fühlen ſollte! Uns und die Brüder mit unſrem Blute rein waſchen von der Schmach der Zeit! Fallen, damit ſie leben!“

„Wie Sie das fordern, ſo ganz aus Ihrer heißen Jugend heraus, iſt es edel und recht und fürchterlich zugleich. Ich aber ſtelle den Sieg höher noch als den Tod.“

„Glauben Sie wirklich an einen ſchönen, würdigen, dauernden Sieg?“

Marwitz ſchwieg betroffen. Dann ſprach er ſtill und ſchwer wie zu ſich ſelbſt:

„Es ist wahr, kein rechter Kampf, kein rechter Sieg! Der Stern dieses einzigen sinkt, versinkt auch ohne uns. Wir umstellen nur die gefallene Größe, fangen sie und schlachten sie ab. Und dann — dann werden die Jäger sich schimpflich um die Beute streiten.“

Beit wandte sich zurück und wies auf die Soldaten, die trübselig und kraftlos auf ihren Pferden hingen:

„Wie stolz und kampfbereit sind sie vor Jahresfrist zu den Fahnen geeilt. Nun haben Hunger und Kälte und drei siegreiche Schlachten sie so zermürbt. Gewaltfam wird man sie ins Feuer treiben müssen, ob mit der flachen Klinge oder mit dem Pflichtgefühl bleibt sich im Grunde gleich.“

„Ja, unser Volk . . .! Ein Löwe, wenn es sich im Grimm erhebt, ein Dickhäuter, wenn es zurücksinkt in die Pflicht!“

Sie fanden sich beide eines Sinnes in dem Urteil und in der Trauer über dieses Volk, dem nichts so eigentümlich war als der Drang, beherrscht zu werden, das die Tyrannen wechselte wie ein Mietknecht seine Herrschaften und sich, während es soeben das Joch des einen Großen abschüttelte, unter das der Geringeren zu beugen im Begriffe war. Und sie gestanden sich ein, daß weder das Los ihres Volkes, noch weniger das Schemen ihrer adlichen Tradition sie beide in den Feldzug getrieben hatte, sondern nur der höchstpersönliche Stolz, der im freien Kriegsgebränge das Elend eines gebundenen und mißachteten Daseins zu vergessen sucht. Ganz eines Sinnes fanden sie sich darin und fühlten sich innig verbrüder als Stiefföhne eines Zeitalters, das für ihresgleichen wenig übrig hatte.

Sie gelangten zu einem verlassenen Chausseehaus, machten Halt und verteilten die Vorpösten. Dann rastete Marwitz noch ein wenig bei dem ihm wie vom Himmel gefallenem Freunde, indem er sich auf der Steinbank, die draußen längs der Mauer sich hinzog, zu ihm setzte.

„Sieber Kamerad,“ sagte er, „ich mag nicht von Ihnen gehen ohne einen Abschiedstrunk. Da ist in meiner Satteltasche eine kleine Bouteille Landgewächs, guter Champagnerwein. Tun Sie mir Bescheid auf baldiges Wiedersehen!“ Er entkorkte die schäumende Flasche, und Beit nahm an.

„Es ist der erste Becher seit langen Jahren, und ich bin froh, daß er gerade von Ihnen kommt!“

„Von dir!“ verbesserte Marwitz, herzlich ihm zutrinkend.

„Von dir, lieber Bruder Marwitz, von dir!“

Abwechselnd tranken sie aus dem einen Becher, reichten sich die Hände, besiegelten ihren Bund mit dem Bruderkuß. Dann blickten sie stumm über die trüben Gefilde hinweg nach dem verschwommenen Horizont, wo auf einer Anhöhe drei der postierten Reiter als regungslose Schatten sich abhoben.

„Ja, ich kenne dich schon lange,“ hub Beit an, als habe er im früheren Gespräch nur fortzufahren, „ich kenne dich vielleicht besser als mich selbst, weiß vieles von dir, mehr als ich vielleicht wissen sollte — dank unsrer guten Nabel, die mich deine Briefe lesen ließ.“

„Du darfst das ruhig gestehen. Unsre Freundin weiß, wem sie vertraut, und hat gefühlt, daß ich in deinem Falle nicht widersprochen hätte.“

„Mir ist auch bekannt,“ fuhr Beit mit unterdrückter Erregung fort, „daß du eine Frau liebst, die deiner nicht würdig ist, die Frau eines Freundes, den du zu

fränken fürchtest, daß solch kleinliche Affären und Amouren dich ablenken von deinem eigentlichen Ziele!“

„Was für ein Ziel, das ich nicht längst verworfen hätte!“

„Das einzige, wert seines Namens! In deinen Briefen hast du dich stolz dazu bekant.“ Marwitz lächelte in hartem Spott:

„Ich habe wohl zuzeiten mit der Idee gespielt — oder vielmehr Schmeichler und törichte Freunde haben es mir eingeklüstert, daß ich die Laufbahn eines Bonaparte variieren könnte . . .“

„Und weil du erkanntest, daß in Deutschland die gemeine Ordnung der Dinge jedes hohe wie verruchte Streben im Keime erstickt, so gabst du lieber auch den Alltag auf . . .“

„Du seltsamster aller Verführer, wo willst du hinaus mit deinen Deutungen?“

„Daß mich dir zuvor erklären, was mich selbst auf die Schlachtfelder lockte. Ich stehe allein in der Welt, ebenso wie du. Ich sehe mich ausgestoßen — in einem anderen Sinne. Das Haus meiner Eltern war zwei Jahre lang Lummelplatz der französischen Soldateska! Weißt du, was das bedeutet — für mich bedeuten mußte! — Meine Eltern starben an der Schmach, mein Bruder — nur mit Vornamen hieß er Veit — rebellierte dagegen und wurde standrechtlich erschossen. Das war das Regime des Bonaparte und der Geist unsrer Landsleute, die solches duldeten! Als ich vollends herangewachsen war, sah ich in mir und um mich her nur Stätten der Verwüstung. Nur wenige Männer gab es wie dich. Als die hinausjogen, zog ich mit. — Kannst du noch fragen, wozu!“

„Um zu siegen!“ erwiderte eigensinnig Alexander von der Marwitz.

„Überlassen wir die militärischen Siege ruhig unsren Kameraden!“

Veit hielt inne, horchte auf:

„Still, Marwitz . . . still! Hörst du . . .? Die Erde bebt unter unsren Füßen. Du kennst dieses Dröhnen besser als ich.“ Sie lauschten beide.

„Ja, Veit, kein Zweifel, das ist Kanonendonner. Der Südwest trägt ihn deutlich zu uns herüber — aus der Gegend um Montmirail.“

„Eine Schlacht! Eine Schlacht!“ Veit sprang empor, neu belebt und wie in Verzükung. „Die Schicksalsgöttin selber erhebt ihre mächtige Stimme und nimmt gegen dein Zögern meine Partei!“

„Ich höre die Stimme der Pflicht, nichts weiter. Unser Korps wird zu Hilfe eilen, und jeder von uns ist vorderhand Soldat.“

„Aber der Ruf ergeht auch an den Menschen, und die Gelegenheit ist da, für dich und mich, uns gegen ein verlorenes Leben zu verbünden!“

„Liebster, du träumst, du rasest! Noch in jeder Schlacht hast du dir dein junges Leben bewahrt.“

„Nur weil ich auf dich gewartet habe, Marwitz, es mit dir gemeinsam zu beschließen! — Erinnerst du dich nicht, was du einstmals in schöner Ekstase niederschriebst: ‚Bei jeder nicht gemeinen Natur muß der Körper nach, sowie die Seele sich selber aufgegeben. Und ein Glück ist es für den Soldaten, daß ihm ein edlerer Weg offen steht, der ihn ablenkt von der nichtswürdigen Gewöhnlichkeit, an sich selber Hand zu legen.‘ — Erinnerst du dich, liebster Freund!“

Veit stand vor ihm, Brust an Brust, hielt mit beiden Händen glühend die feinen und blickte ihn zärtlich beschwörend an. Marwitz ward weich und starr

zugleich. Nur Mädchenaugen konnten so in Verwirrung stehen, und zarte, lüsterne Mädchenhände waren es, die er umklammert hielt.

„Ja,“ rief er, „ich habe das geschrieben und ich bekenne mich dazu — der Wahrheit die Ehre! — auch heute noch! Aber wenn es gerade heute, gerade mit dir mir nicht behagen wollte, du wilder, du lieber Phantast! — Hörst du, ich lasse mich nicht drängen! Ich lasse mich nicht wie Heinrich Kleist von einem Weibe in das Jenseits hegen! Um deinetwillen will ich beten, daß es mir heute bestimmt sei. Aber holen soll mich die Kugel — freiwillig bring' ich mich nicht dar!“

Er schwang sich in den Sattel, reichte dem Freunde und Versucher noch einmal die Hand und sah die großen brennenden Mädchenaugen in stummer Beschwörung auf sich gerichtet. Dann sprengte er davon, ohne sich noch einmal umzuwenden, wie abergläubisch auf der Flucht allein vor diesen Augen.

Seine Brigade fand er schon marschbereit, den Stab in Erregung und schwerer Besorgnis. Denn es war kein Zweifel, daß das auf Montmirail marschierende russische Korps von Napoleon in Person überfallen worden war und sich dessen Übermacht kaum erwehren würde. Fünf Stunden mindestens mußten vergehen, bis man zur Unterstützung eintraf.

Ein trostloser, in seiner Gast entnervender Marsch! Marwitz, an der Seite seines Generals, zog finster und bedrückt dahin, gleich jenem Ritter, dem der Tod das Stundenglas vor Augen hält und der Teufel mit dem höllischen Speere folgt. Sein Kopf war sterbensmüde und benommen von vagen Erinnerungen. Die zuverlässliche Kampfeslust, die ihn sonst vor jeder Schlacht stählte und erhob, blieb aus. Ein Trümmerfeld aussichtslosen Strebens, gebeugten Stolzes, dürftiger Freuden, zweckloser Geschäfte, so lag sein Leben hinter ihm. Der Eine, Gewaltige, der dort drüben seine Geschütze donnern ließ, erschien hinreichend selbst noch in seinem Niedergange, er aber, der entwurzelte deutsche Junker, sah sich mit jedem Schritte vorwärts mehr und mehr zusammenschrumpfen und unter der Menge verschwinden. Dazu war ein leibhaftiger Dämon hinter ihm her, jener ihm allzu rasch vertraut und teuer gewordene Fremdling, dem er sich in Blutsbrüderschaft verkettet fühlte, dessen Augen ihn mit dunklen Flammen bannten und beschworen.

Das Yorcksche Korps gelangte zum Schlachtfeld erst gegen Abend. Versprengte Reiter, aufgelöste Bataillone, Verwundete und Verzweifelte in immer dichteren Scharen strömten ihm entgegen. Das Korps Saden war von Napoleon vollständig geschlagen und nahezu aufgerieben. Niemand wußte, ob hier noch irgend etwas zu helfen oder zu retten war, ob man für etwas andres zu kämpfen hatte als für die dürre Pflicht.

Der Zusammenprall mit dem ungeschwächten Feinde fand rapide auf der ganzen Linie statt und ging alsbald in ein grauenvolles Würgen über. Marwitz bat um Erlaubnis, seinen leidlich sichern, aber nutzlosen Posten beim Stabe verlassen und in der Front mitkämpfen zu dürfen.

Davonstürmend hatte er nichts andres vor, als das Husarenregiment Bredow ausfindig zu machen und ein paar gleichgültig muntre Worte mit dem Leutnant Weit zu wechseln. Eine Weile irrte er planlos umher, ward in eine Attacke verwickelt, geriet in einen Kartätschenhagel und fragte sich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu dem Husarenregiment durch.

Entblößt von allen Offizieren, in Flucht und Verwirrung kreuzten die Eskadronen seinen Weg. Vergebens suchte er sie mit gezogenem Säbel aufzuhalten und zurückzutreiben. Sein Arm sank gelähmt herab.

„Wo ist der Leutnant Beit?“ schrie er sie an. Keiner der kopflosen Reiter hatte ihn gesehen. Aber noch fühlte Marwitz die beiden Augen anfeuernd auf sich gerichtet.

Die Reihen der Flüchtlinge durchbrechend ritt er hinüber nach dem Waldesrande, wo französische Kürassiere gegen das letzte Häuflein der preussischen Husaren wüteten, wo auch der Rest der Offiziere sich gesammelt hatte. Hier lagen Tote und Verwundete durcheinander aufgetürmt zwischen umgestürzten Geschützen und zappelnden Pferdeleibern. Marwitz sah nichts von alledem. Nur zwei Fragen bewegten ihn noch und trieben ihn vorwärts, in das Getümmel hinein: „Werde ich ihn noch treffen? Wird er mich freigeben aus seinem Bann?“

Da erteilten die Augen selbst ihm Antwort. Irgendwo in der fahlen Dämmerung glaubte er sie wiederzuerkennen, wie sie starr, glasig und gebrochen ihn noch immer zu durchbohren suchten.

Von Entsetzen geschüttelt parierte er sein Pferd. Verwundet brach es unter ihm zusammen.

Ein Offizier half Marwitz wieder auf die Füße, sprach ihm, der sich schwindlig fühlte, ermunternd zu; es war der Leutnant von Gerlach.

„Wo ist Beit?“ fragte Marwitz atemlos.

„Beit? — Weshalb? — Der arme Bursch . . . ein Degenstoß durch die Kehle . . .“

Vorwärts taumelnd, halb besinnungslos drang Marwitz zu Fuß gegen die anstürmenden Kürassiere vor. Er dachte nicht ans Leben und nicht ans Sterben. Denken hatte nun für ihn den letzten Sinn verloren. Nur ein Ruf erdröhnte noch aus wunderbarer Tiefe und erfüllte ihn ganz: sich einem sinnlos schönen Nichts zu weihen, an der Hand eines schwärmenden Mädchens Tänzer und Tänzerin zu spielen mitten in der verlorenen Schlacht.

Ihn und die Freundin deckte das Getümmel. Beide verschwanden sie fast im gleichen Augenblick. Weder tot noch lebendig sah man sie jemals wieder.

